Samstag, 30. Juli 1898. 2. Blatt. Nr. 171. Dritter Jahrgang.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Abonnementspreis nebst den Gratisbeilagen „Sonntagsfreude" und „Sterne und Blumen" durch die Boten zugestellt nur 50 Pfg. pro Monat, durch die Post bezogen nur 1,20 pro Quartal.

Preis für die 1spaltige Petitzeile 10 Pfg. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt. Größere Anzeigen können nur bis spätestens abends 5 Uhr angenommen werden, ganz dringende Inserate bis morgens 8 Uhr. Geschäftsstelle: Witten, Hauptstraße 79.

Wittener Volks-Zeitung

Verantwortlich für den ganzen Inhalt: H. Bringewald, Witten. Telephon-Anschluß 130.

Centrums-Organ für das Ruhrthal.

Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Witten. Druck und Verlag von H. Bringewald, Witten.

Etwas von Staatsschulden.

Als im vorigen Jahrhundert das Schuldenmachen zu einer krankhaften Manie der Staaten zu werden begann, einer Manie, welcher Goethe in der Papiergeldscene des Faust ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, da waren es ernste Staatsmänner, wie Hume und Burke, welche vor jener verhängnißvollen „Idiolatrie (Selbstanbetung, Red.) der Staatsschuld" warnten, die sie für einen „wahren Molochsdienst" hielten. Jene Männer haben nicht zu schwarz gesehen; ja sie müßten womöglich ihr hartes Urtheil noch verschärfen, wenn sie auf unsere Zeit herabsehen könnten. Die eifrige Pflege der schon riesig angewachsenen und noch fort und fort wachsenden Staatsschulden, dieser ewige Drang nach Vermehrung, die Unbarmherzigkeit, mit welcher man zur Verzinsung dieser Schulden Steuern auf Steuern legt und die heiligsten Interessen der Unterthanen nicht schonend Land und Volk fast nur noch als Steuerquelle behandelt und „als Speise dem nimmersatten Götzen" zuführt, all dies verräth einen wahren „Molochsdienst". Wohl ist es in dieser Beziehung noch nicht überall gleich weit gekommen; aber da und dort treten die Grausamkeiten dieses Dienstes grell zu Tage. Ein Blick auf das heutige Italien, seine volkswirthschaftlichen und finanziellen Zustände sagt uns Alles. Im vorigen Jahrhundert waren es das Zettelbankwesen und die Institution des unverzinslichen Papiergeldes, welche die Funktion der heutigen verzinslichen Papiere hatten; verzinsliche Schulden machten die Staaten meist nur in Nothfällen, Kriegen u. dgl., heute ist das anders. Die Staaten contrahiren heute verzinsliche Anleihen auch ohne Noth, zu jeder Zeit, zu allerlei productiven und auch unproductiven Zwecken, namentlich zu Kriegsrüstungen. So lange solche Schulden für productive Anlagen, Eisenbahnbauten und dgl. gemacht werden, so lange sie sich in mäßigen Grenzen halten, haben sie am Ende nicht so viel zu bedeuten. Aber wenn die aufgenommenen Gelder zu unproductiven Zwecken verwendet werden, wenn die Last bleibt, während der Vortheil nur ein scheinbarer und vorübergehender war, wenn namentlich die Schuld- und Zinslasten ins Ungemessene wachsen, so daß an eine Tilgung nicht mehr zu denken ist, da sind für die Staaten dieselben, wenn nicht schlimmere Krisen und Katastrophen zu befürchten, die früher im Gefolge unsinniger Zettelbank- und Papiergeldwirthschaft auftraten. Ja, wenn man Schulden wie Kriegsschiffe in die Tiefe des Meeres versenken könnte, dann läge die Sache wohl anders. So aber darf man das Anwachsen der öffentlichen Schuld nicht gleichgültig ansehen. Die Zeit ist vielleicht nicht ferne, wo man über das heutige System der verzinslichen Papiere dasselbe Urtheil fällen wird, wie über die unsinnige Papierwirthschaft vergangener Zeiten.

Dies vorausgeschickt, wollen wir uns für einen Augenblick die riesigen Schuldsummen vergegenwärtigen, welche heute auf den Völkern Europas lasten, die ihnen zum weitaus größten Theile im Laufe des letzten halben Jahrhunderts unter dem liberalen System aufgebürdet worden sind.

Nur drei Staaten, England, die Niederlande und Dänemark, können sich rühmen, daß ihre Schulden im genannten Zeitraume nicht gewachsen sind, sondern sogar eine Verminderung erfahren haben. In den sämmtlichen übrigen Groß- und Mittelstaaten sind die öffentlichen Schulden im letzten halben Jahrhundert gewachsen und zwar in einzelnen Staaten bis zu schwindelnder Höhe. Dieser Schuldzuwachs hat betragen in Frankreich rund 20 Milliarden Mark, in Rußland 14 Milliarden Mark, in Deutschland, Oesterreich und Italien 10 Milliarden Mark u. s. f. Gegenwärtig ist nach dem diplomatischen statistischen Jahrbuch des Gothaer Kalenders der Stand der öffentlichen Schuld in runden Ziffern folgender:

Frankreich	25	Milliarden	Mark
Rußland	15½	„	„
Oesterreich	13½	„	„
Großbritannien	13	„	„
Italien	12	„	„
Deutschland (mit Einzelstaaten)	11½	„	„
Spanien	5	„	„
Türkei	2½	„	„
Portugal	2	„	„
zusammen rund	100	Milliarden	Mark.

Von den mittleren und kleineren Staaten haben Schulden:

die Niederlande	1800	Millionen	Mark
Belgien	1700	„	„
Rumänien	800	„	„
Griechenland	700	„	„
Schweden und Norwegen	400½	„	„
Serbien	200½	„	„
Dänemark	200	„	„
zusammen	5800	Millionen	Mark.

Hierauf folgen Bulgarien mit 82 Millionen Mark, die Schweiz mit 52, Luxemburg mit 13, Montenegro mit 2, zusammen 149 Millionen Mark. Die gesammte öffentliche Schuld der europäischen Staaten beträgt also zur Zeit etwa 107 bis 108 Milliarden Mark, auf den Kopf der Bevölkerung rund 300 Mark.

Zur Verzinsung dieser Schuld müssen alljährlich etwas mehr als 4½ Milliarden Mark aufgebracht werden oder auf den Kopf der Bevölkerung rund 13 Mark. Diese Last vertheilt sich freilich nicht auf alle Staaten und Staats-Angehörigen gleichmäßig. Während der Franzose im Durchschnitt 27 Mark, der Italiener 24 Mark zur Verzinsung der Staatsschuld aufzubringen hat, während Spanien und Portugal mit 15 und 18 Mark noch bedeutend über jenem Mittel stehen, halten sich Großbritannien, die Niederlande und Belgien ziemlich genau am Mittel von 13 Mark per Kopf; unter dem Mittel stehen Oesterreich mit 11, Rußland mit 10, Deutschland mit 8 Mark per Kopf; auch die kleineren Staaten halten sich durchweg unter dem Mittel Sehr verschieden ist ferner die Vertheilung der jährlich aufzubringenden Zinslast innerhalb der einzelnen Staaten. So weit es sich um Eisenbahn-Schulden handelt, können die Zinsen häufig ganz oder größtentheils aus „Betriebs-Einnahmen" gedeckt werden. Hierher gehört der größere Theil der preußischen Staatsschuld mit circa 6½ Milliarden, der bayrischen Staatsschuld mit 1½ Milliarden; ferner fast die ganze sächsische mit 717 Millionen, die württembergische mit 373 Millionen, die badische Staatsschuld mit 335 Millionen Mark. (Diese Ziffern sind unter obigen 11 Milliarden einbegriffen.) Anders ist es schon mit der deutschen Reichsschuld im Betrage von ca. 2,3 Milliarden. Hier stehen keine oder fast keine „eigenen" Einnahmen, aus denen die 75 Millionen jährlicher Zinsen bestritten werden könnten, zur Verfügung. Die ganze Zinsen-Summe muß also im Wege der Besteuerung aufgebracht werden. Da die Haupt-Einnahmen des Reiches vorzugsweise auf Gegenständen des allgemeinen Consums ruhen, so belasten jene Zinsen Arm und Reich ziemlich gleichmäßig, d. h. den Armen im Verhältniß zu seiner Leistungsfähigkeit schwerer, bei einigen Steuer-Arten sogar absolut schwerer, als den Reichen. Ueberdies findet der Reiche im „Genuß der Zinsen" wieder seine Entschädigung, so daß eben in letzter Linie die Zinsen-Last auf dem ärmeren Theile der Bevölkerung, auf den breiten Massen ruht.

Das ist die erste social-politische Seite des heutigen Staatsschulden-Wesens, die nicht genug beachtet zu werden scheint. Staatsschulden sind ein Mittel zur Verarmung des Volkes, zur Bereicherung der Reichen. Ueberblickt man die neueste Entwickelung des Schulden-Wesens in den europäischen Staaten, so gibt diese allerdings zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Schwere Krisen und Katastrophen sind schon über einzelne Staaten hereingebrochen; bald kommen andere Staaten an die Reihe; ganz verschont von der Heimsuchung einer Credit-Krise bleibt unter dem heutigen System wohl kein Staat. Jeder Krieg bedeutet heute für den betreffenden Staat eine Credit-Krise, die sich deutlich am „Cours-Sturz" zeigt. Ein unglücklicher Ausgang macht die Krise leicht zur Katastrophe, d. h. er führt zum Staats-Bankerott, einer allgemeinen Calamität, wovon sich ein Staat und ein Volk auf lange Zeit nicht wieder erholt. Ein Beispiel bietet Griechenland. Kein Staat ist heute davor sicher, daß ihm über kurz oder lang ein ähnliches Schicksal blühe. Alles in Allem betrachtet, ergibt sich, daß der Staats-Credit in Friedenszeiten so wenig wie möglich in Anspruch genommen werden sollte, damit im Kriegsfall noch etwas übrig ist. Früher dachte man so, ja man sorgte für den Kriegsfall durch Ansammlung eines Kriegsschatzes vor. Diese altbewährte, auch unter Kaiser Wilhelm I. im neuen Reiche getroffene Einrichtung ist eigentlich das Gegenstück zum Staatsschulden-Princip. Ein Kriegsschatz bedingt nicht selten die Schlagfertigkeit der ganzen Armee, sowie diese durch die im Kriegsfalle regelmäßig eintretende Schuldennoth gelähmt werden kann. Nur dürfte eben das, was der Kriegsschatz sichert, durch eine vielfach größere Schuld nicht paralysirt werden. Ob ein Kriegsschatz von 40 Millionen Thaler gegen eine Schuld von 2 Milliarden Mk. gegebenen Falles noch Stand hält, das sei dahingestellt.

Die Vorkämpfer der liberalen Ideen versprachen einst den Völkern Freiheit, Befreiung von allen überkommenden Lasten und mittelalterlichen Beschränkungen; heute drückt die Völker Europas eine Schuldenlast, wie sie die Welt seit ihrem Bestehen noch nie gesehen. Zur Verzinsung dieser Schuld haben sie alljährlich eine Summe aufzubringen, so groß wie die französische Kriegs-Entschädigung im Kriege von 1870. Unter dieser ungeheuren Last, verdoppelt durch ebenso gewaltige Militärlasten, treten die Völker Europas das 20. Jahrhundert an, ungewiß der Dinge, die da kommen werden. Als hundert Jahre zuvor mit der kirchlichen Herrschaft gebrochen wurde, da gab es reiche Güter zu vertheilen; es ist, als ob ein Fluch darauf ruhte; diese Güter brachten den Staaten, die sie wegnahmen, keinen Segen, sondern Schulden auf Schulden. Diese bedrückenden und fressenden Schulden gegen welche die Völker Europas ihre heiligsten Güter schon nicht mehr wahren können, sind, schreibt der „Bad. Beob.", das Vermächtniß der liberalen Aera, und um dieses streitet sich jetzt der Socialismus.

Der Tag der Vergeltung.

In einem der größten Spitäler einer Weltstadt lag vor einigen Jahren ein Mann am Sterben, der als Mitglied einer Bühnentruppe ein lockeres Leben hinter sich hatte und nicht nur Gottes und seiner eigenen Seele längst vergessen, sondern, was das schlimmste war, seine Kinder in demselben Geiste des Unglaubens und des Genußlebens erzogen hatte. Seine Gattin war ihm schon früh in die Ewigkeit vorangegangen; auch sie hatte für die Bildung ihrer Kinder in christlichem Sinne blutwenig gethan; und wenn sie auch dieses große Versäumnis nicht mit ins Jenseits hinübergenommen hätte, sondern in jeder Hinsicht ihren mütterlichen Pflichten gerecht geworden wäre, so hätte doch ihr frühes Hinscheiden die gute Saat in ihrem Aufkommen gehemmt, und das böse Beispiel des wollüstigen Vaters und die ungezügelten Leidenschaften der Jugend jedes höhere Gefühl in den Kindern gar bald erstickt. Somit traf den unseligen Vater die meiste Schuld an diesen beweinenswerten Zuständen.

Das hatte ihm aber sein Lebenlang wenig Besorgniß bereitet, und auch jetzt noch, wo ihn, als unausbleibliche Folge seiner Ausschweifungen, eine unheilbare Krankheit ins Spital gebracht hatte, machte ihm ein derartiges Bewußtsein wenig Kummer; der Gedanke an eine solche Verantwortung kam nicht einmal auf in seinem Innern.

So lag er den da in seiner Krankheit, genau so, wie er gelebt hatte. Den Schmerz suchte er mit starrer Kaltblütigkeit zu verscheuchen, und leichtfertiger, unverwüstlicher Witz floß unaufhörlich von seinem stets lachendeu Munde, der in selber, wenigstens zeitweilig, seine Leiden vergessen ließ und den Zimmergenossen wohl manchmal zur Erheiterung, keineswegs aber zur Erbauung diente.

Von irgend einem frommen Gedanken, von einer Erinnerung an Seele und Glauben, an Tod und Gericht, an Himmel und Hölle war natürlich keine Rede. Uebrigens spottete er darüber nicht, eben weil er sich über solche „Albernheiten" und „unschuldige Kindereien" erhaben dünkte und als praktischer Mensch sich nur ums reelle Leben, nicht aber um Träume und Phantasiebilder, wie er sich ausdrückte, kümmern wolle.

Der Geistliche der Anstalt, ein vielgereister liebenswürdiger Mann, der niemals den regelmäßigen Besuch aller seiner Kranken ohne Ausnahme unterließ und durch eine langjährige Praxis sich das Talent erworben hatte, seine Clienten sogleich zu durchschauen, trat auch an das Bett unseres Witzboldes, setzte sich zu ihm, und es dauerte nicht lange, da hatte sich zwischen beiden das heiterste Gespräch entsponnen, zu dem die gegenseitigen Reiseerlebnisse hinreichend en Stoff boten.

Von seiten des Geistlichen sollte dies selbstredend nur ein Kunstgriff sein, den Kranken zu gewinnen und nach und nach zu jener Gesinnung zu bewegen, die für einen dem Tode geweihten Christen geboten erscheint.

So ging es mehrere Tage, bis der Arzt den Geistlicheu insgeheim verständigte, daß der Kranke nur mehr einige Stunden, höchstens einen Tag noch, zu leben habe.

Der Geistliche rieth daher bei seinem nächsten Besuche dem Kranken, sich wegen seiner augenblicklichen Schwäche für heute nicht so viel Mühe zu geben; er werde für diesmal allein zu erzählen sich erlauben, der Kranke brauche bloß zuzuhören, worin der letztere ohne große Umstände einwilligte.

Der Geistliche erzählte nun noch einige Reisebegebenheiten und kam dann zu guterletzt auf ein Erlebniß zu sprechen, das gar manchen schon passiert sei, und das er immer noch in unangenehmer Erinnerung habe, wie nämlich die Rechnung in einem Gasthause ungemein theuer gewesen (der Kranke nickte verständnisinnig) und wie sich überhaupt die volle Schattenseite des Hin- und Hertreibens in der Welt herauskehre, wenn er schließlich und unvermeidlich „zur Abrechnung" komme.

Ha, ha! lachte der Kranke, dem der Doppelsinn der letzten Worte wohl nicht entgangen sein mochte.

Nun ging der Geistliche auf sein eigentliches Thema über und suchte mit gelassenen Worten vom bloßen Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus darzulegen, daß wir uns hier auf Erden alle eigentlich nur auf Reisen befinden und schließlich nach genügsamer Ergötzung und noch größerer Ermüdung am Ende auch „Arechnung" halten müsse, die um so theurer ausfalle, je bunter wir es auf unserer Wanderung getrieben haben, und die sofort voll und bar ausgezahlt werden müsse, widrigenfalls man Richter und Kerker zu gewärtigen habe und zwar unter Umständen lebenslänglicher Strafe. Mit andern Worten: Mit diesem kurzen, mühseligen Leben sei nicht alles abgethan, sondern ein anderes ewiges Leben fange dann erst an, am Ende der irdischen Reise komme dann die unerbittliche Abrechnung; da nütze gleichfalls kein Sträuben und Widersprechen; da laute auch die Parole; sofort voll und bar gezahlt, sonst stehe der Richter schon bereit, das Urtheil zu fällen, und das Urtheil laute auf schweren Kerker und ewige Strafen.

Der Kranke regte sich nicht; mit geschlossenen Augen lag er da; sein übermütiges Lächeln umspielte mehr denn je um seine bleichen Lippen.

„Na, na," meinte er, „Sie wollen wohl Spaß machen, Herr Rektor, und mir etwa die Predigt zum besten geben, die Sie nächstens den Kirchengängerinnen aus der Weiber-Sektion aufbinden wollen. Mir ernstem Manne wollen Sie doch mit so etwas nicht kommen."

„Eben darum," erwiderte der Geistliche gelassen, „eben darum, weil ich Sie für einen ernsten Mann ansehe, führe ich Ihnen gegenüber diese Sprache. Sie sind von unheilbarer Krankheit erfaßt; noch wenige Stunden, und Sie sind nicht mehr. Da hört gewiß das Spaßmachen und die Gemütlichkeit auf, Ihre Lage ist eine tiefernste, und was ich da sagte, war deshalb in tiefem Ernste gesprochen. Jetzt, wo Sie am Ende Ihres vielbewegten Lebens angekommen sind, ist es wohl der Mühe werth, einmal zu überlegen, ob vom Menschen nach dem Tode nichts mehr existiert, ob er ähnlich wie ein Thier verscharrt wird und kein anderes Leben für ihn beginnt; ob weder ein Lohn für das Gute, noch eine Strafe für alles Schlechte im Jenseits besteht; ob es keine Vergeltung, keinen Richter, keinen Gott mehr giebt; ob alles Hohe und Edle, das hier auf Erden geschieht, umsonst geschehen ist; ob z. B. die heldenmüthigen Opfer der guten Schwestern, die Sie Tag und Nacht verpflegen, dem gleichen Los entgegenharren, das den hartherzigen Wucherer, den ruchlosen Mörder erwartet; ob . . ."

„Schon gut," unterbrach ihn der Kranke, „ich sehe wohl ein, daß Sie heute etwas aufgeregt sind. Ermüden Sie sich nicht unnützerweise; wir beide bedürfen der Ruhe. Beehren Sie mich morgen wieder mit ihrem werten Besuche. Vielleicht, daß ich dann die Rolle des Erzählers übernehmen kann; dann wird die Unterhaltung hoffentlich wieder die gewohnte heitere Wendung bekommen."

„Nicht so," sprach der Priester mit Wärme, „den morgigen Tag werden Sie schwerlich erleben. Noch einige Augenblicke und Sie treten hin vor den Richterstuhl Gottes, um Rechenschaft abzulegen von Ihren Talenten, von Ihren Werken, von Ihren Kindern. Benutzen Sie die wenigen Augenblicke, die Ihnen noch gegeben sind, um über Ihr Leben in Ruhe nachzudenken und sich in Güte mit Gott abzufinden, damit er nachher nicht mit furchtbarer Strenge selber mit Ihnen Abrechnung hält."

„Ha, ha!" rief der Gottlose mit schallendem Gelächter und triumphirender Gebörde, „der wird sich hüten, mit mir abzurechnen: am Ende hätte ich noch was rauszukriegen!"

Von diesem unerhörten Ausbruch höllischen Spottes, vor dieser förmlichen Gotteslästerung verstummte der Priester. Er warf noch einen schmerzlichen Blick auf den Kranken und zog sich in sein Zimmer zurück. Dort warf er sich vor seinem Kruzifix nieder, um Abbitte zu leisten für den Frevler und ihn der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen.

Nicht lange nachher pochte es hastig an der Thüre. Eine Schwester kam, ihn eilig zum Kranken bitten, mit dem es zu Ende gehe. Schleunigst eilte der Pfarrer hin — es war zu spät! Der Elende hatte bereits seine Seele ausgehaucht, mit dem satyrischen Lächeln auf den Lippen, ohne ein Zeichen des Glaubens, der Reue zu geben, ohne ein Gebet, einen Seufzer zu seinem Gott, zu seinem Richter in die Ewigkeit vorauszuschicken.

Des andern Tages erschienen die Kinder des Verstorbenen, um für dessen Begräbnis zu sorgen. Nach ihren Wünschen sollte die Beerdigung vollzogen werden, ein Musikchor sollte den Zug begleiten und alle seine Kollegen sollten ihm die letzte Ehre erweisen. Als wenn es sich nicht anders gehörte, brachten sie auch beim Rektor der Anstalt die Bitte vor, er möge nicht nur den Sarg begleiten, sondern auch eine recht warme Grabrede halten.

Daß der Geistliche ein solches Ansinnen abschlägig beschied, bedarf keiner Erwähnung. Er benutzte aber die Gelegenheit, um ihnen privatim die gewünschte Trauerrede zu halten, freilich in Worten, die ihnen das Leben ihres unglückseligen Vaters im einzig wahren Lichte zeigten und zugleich auf ihre eigene Bahn einen grellen Schimmer warfen. Mit sichtlicher Rührung schieden sie von dem Priester. Vielleicht haben sie nunmehr ihren Vater mit christlichen Gefühlen zur letzten Ruhestätte begleitet. Ob sie sich jedoch sein Beispiel und die letzten Worte des Priesters zu Nutzen gezogen? — —

„Am Ende hätte ich noch was rauszukriegen!" Dies waren die letzten zusammenhängenden Worte des Sterbenden gewesen.

Hatte denn der Spötter so sehr unrecht, als er mit dem Aufwand seiner Kräfte diese kecke Behauptung ausgestoßen?

Allerdings hatte er „was rauszukriegen"; aber jedenfalls in einem ganz andern Sinne, als der Sterbende es vermeinte; denn fürs Gute, wie fürs Böse giebt es einen wohlverdienten Lohn, und Gott hat sich feierlich zum Schuldner der Gerechten wie des Sünders erklärt.

Der Tag, wo der sterbende Witzbold die Gerechtigkeit Gottes zur Abrechnung herausforderte, war für ihn der Tag der Vergeltung, der Tag des Gerichts! . . .

„Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben," spricht der Apostel, „dann kommt das Gericht." (Hebr. 9.) Erschütternder Gedanke für die gottlosen, trostreiches Bewußtsein für die gottesfürchtige Seele: „Der Herr wird einem jeden vergelten nach seiner Gerechtigkeit und Treue!"

Und wenn nun der Christ fragt, welches Urtheil der Richter über ihn verhängen werde, welcher Lohn seiner warte am Tage der Vergeltung, so liegt die Lösung dieser Frage in seiner eigenen Hand. Ohne Zweifel wird deren Beantwortung für ihn eine freudige sein, falls er in allen seinen Handlungen sich seines Gottes erinnert und in seiner heiligen Furcht vor ihm wandelt.

Der practisch-sociale Cursus des Volksvereins für das katholische Deutschland zu Straßburg im Elsaß.

Vom 8. bis 15. October d. J. (und nicht, wie früher gemeldet, vom 16. bis 22. October) findet zu Straßburg ein practisch-socialer Cursus statt. Es ist dies eine Veranstaltung des Volksvereins für das katholische Deutschland, der neben der Bekämpfung der Irrthümer und Umsturzbestrebungen auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete es als seine Hauptaufgabe betrachtet, seine Kraft für die Durchführung einer christlichen Socialreform zu entfalten und an der Beseitigung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Mißstände planmäßig mitzuarbeiten. Dabei wollte er die Segnungen einer guten Socialreform zuerst den wirthschaftlich am meisten belasteten Ständen, wie den Arbeitern Handwerkern, Landwirthen und sonstigen Gewerbetreibenden zu Theil werden lassen.

Um die Grundsätze und die Mittel einer christlichen Socialreform in immer weitere Kreise zu tragen, um das katholische Volk gewissermaßen socialpolitisch zu schulen, hat der Volksverein bereits verschiedene „practisch-sociale Curse" veranstaltet. Im Jahre 1892 ward zu München-Gladbach im Rheinland, im Jahre 1893 zu Bamberg in Bayern und zu Neisse in Schlesien, im Jahre 1894 zu Freiburg in Baden, 1895 zu Dortmund in Westfalen, 1896 zu Schwäbisch-Gmünd in Württemberg ein „practisch-socialer Cursus" abgehalten. Jeweils waren 600 bis 1000 Theilnehmer aus allen Ständen und aus allen deutschen Ländern dabei versammelt. Sie alle nahmen eine Fülle von Belehrungen und Anregungen von dem Curse mit in ihren engeren Wirkungskreis, sie hatten gelernt, was es heißen will: social-politisch denken; sie wurden eifrige Anhänger einer christlichen Socialpolitik und suchten durch Aufklärung auch Andere zur Mitarbeit zu gewinnen.

Der Plan des Cursus ist kurz folgender:

Jeden Tag sollen Morgens Vorträge gehalten werden; Nachmittags finden Discussionen oder Besichtigungen wichtiger industrieller Anlagen statt; die Abende sind für gesellige Veranstaltungen verschiedener Vereine bestimmt.

In den Vorträgen sollen die leitenden Grundsätze für sociale Gesetzgebung und der innere Zusammenhang der christlichen Gesellschaftsordnung behandelt werden; nicht minder soll die Praxis zu ihrem Rechte kommen, weshalb gerade solche Männer auftreten werden, die in practischen Berufen thätig und schon mit Erfolg aufgetreten sind.

Wer soll an dem praktisch-socialen Cursus in Straßburg theilnehmen? — Der Volksverein rechnet in erster Linie auf den Besuch und die Theilnahme von solchen Herren geistlichen und weltlichen Standes, denen die Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage berufsmäßig zukommt. Dahin gehören die Präsides und Vorstände der Arbeiter-, Männer- und Jünglings-Vereine, die Mitglieder des Seelsorgeklerus; ferner solche Herren, welche bei der socialpolitischen Gesetzgebung berathend, mitschaffend und überwachend thätig sind oder sein werden; also die Juristen, die Verwaltungsbeamten, die Aerzte, die Arbeitgeber und Arbeitsvorsteher; weiterhin die Vertreter der Presse und der Volksbureaus, die dem Publikum gegenüber so oft ihre Meinungen und Erfahrungen zu begründen oder Rathschläge zu geben haben, kurz — Jedermann ist willkommen ohne Unterschied des Standes und der Confession, der sich für praktische Socialpolitik interessirt.

Mit besonderer Genugthuung würde es gesehen werden, wenn auch Arbeiter und Handwerker an dem Cursus sich betheiligten.

Schließlich sei auch die akademische Jugend, insbesondere die Theologie studierende, nicht vergessen, die auf den früheren praktisch-socialen Cursen immer zahlreich vertreten war.

Die Kosten des ganzen Cursus trägt der Volksverein, der den Theilnehmern in besonderen Fällen auch einen Zuschuß zu den Auslagen gewähren wird.

Wir bitten auch unsere Leser, dem diesjährigen praktisch-socialen Cursus ihre Sympathie zu schenken, bei ihren Freunden und Bekannten dafür zu wirken, und durch Gewährung von Urlaub und Vertretungen den Besuch des Cursus zu ermöglichen. Der fleißige Besuch dieses Cursus, in dem eine Woche hindurch die anerkanntesten Vertreter christlicher Socialpolitik lehrend und rathend thätig sein werden, wird mehr als Bücher das praktische Verständniß für das große Problem der wirthschaftlichen und socialen Reform vermitteln und fördern.

Wir machen bei diesem Anlasse die verehrlichen Besucher aufmerksam, daß es lediglich in ihrem eigenen Interesse liegt, wenn sie so zeitig wie möglich sich anmelden, wenn anders der Wohnungsausschuß die Berücksichtigung besonderer Wünsche nach Freiquartieren oder vorher bestellten sonstigen Wohnungen gewährleisten soll.

Anmeldungen und Bestellungen von Wohnungen, welche die genauen besonderen Wünsche enthalten mögen, und sonstige Anfragen wolle man gefälligst an den Schriftführer des vorbereitenden Comitees richten: Rechtsanwalt Dr. Zenner, St. Leostraße 1, Straßburg (Els.).

Sociales.

* Sparkassen in Preußen. Nach der vom Königlichen Statistischen Bureau in Berlin aufgestellten Hauptübersicht über den Geschäftsbetrieb und die Ergebnisse der preußischen Sparkassen im Rechnungsjahr 1896 bezw. 1896/97 waren in Preußen in dem Vorjahre 1513 Sparkassen vorhanden, 23 mehr als im Jahre 1885 bezw. 1895/96. Davon waren 634 städtische, 180 Landgemeinde-, 278 Kreis- und Amts-, 6 Provinzial- und ständische und 315 Vereins- und Privatsparkassen. Zu den 1513 Sparkassen gehören 546 Filial- oder Nebenkassen (gegen 529 im Vorjahr) und 2056 (1919) Sammel- oder Annahmestellen. Die Summe der Filial- und Nebenkassen und Sammel- oder Annahmestellen vertheilt sich mit 25 und 220 auf die städtischen, mit 0 und 23 auf die Landgemeinde-, mit 341 und 1527 auf die Kreis- und Amts-, mit 138 und 51 auf die Provinzial- und städtischen und mit 52 und 204 auf die Vereins- und Privatsparkassen. Sparstellen überhaupt waren also 1513 + 556 + 2026 = 4095 gegen 3941 im Jahre 1895 (95/96) und zwar 3341 Orten (gegen 3259 im Vorjahre) vorhanden. Es kam somit eine Sparstelle auf 85,23 qkm gegen 88,41 qkm im Jahre 1895, sowie auf 7879 Einwohner gegen 8091 im Jahre 1895, 8155 in 1894, 8129 in 1893, 8279 in 1892 und 8371 in 1891. An Verkaufsstellen von Sparmarken waren 2799 gegen 2983 im Vorjahre verzeichnet. Sparkassenbücher waren 7 261 363 im Umlauf, gegen 6 869 517 im Vorjahre. Die Zahl stieg also von je 100 auf 105,59. Auf jedes dieser Bücher entfielen von den 5 655 622 410,88 Mk. Einlagen (4 340 153 526,18 Mk. im Vorjahre) im Durchschnitt 641,15 Mk. (gegen 631,80 Mk. im Vorjahre). Die gutgeschriebenen Zinsen betrugen 121 350 527,39 Mk. (gegen 112 718 180,38 Mk.), die neuen Einlagen 1 183 236 413,80 (1 136 209 984,45) Mk. Die Rückzahlungen 995 270 254,04 (903 614 499,40) Mk.; der gesammte Zugang für 1896 (1896,97) beträgt daher 309 316 687,15 Mk. d. i. eine Zunahme von 100 auf 107,12 gegen 108,65 im Jahre 1895 (1895/96), 106,65 im Jahre 1894 (1894,95), 105,59 im Jahre 1893 (1893/94), und 104,26 im Jahre 1892 (1892,93). Auf jeden Kopf der fortgeschriebenen Bevölkerung Preußens von 32 266 337 Ortsanwesenden kamen somit überhaupt an Spareinlagen 144,29 Mk. gegen 136,28 Mk., 127,85 Mk., 121,11 Mk., 115,93 Mk. und 112,39 Mk. in den fünf Vorjahren.

Locales und Provinzielles.

Witten, 30. Juli.

*— In den nächsten Monaten werden Noten der Reichsbank zu 1000 und zu 100 Mk. zur Ausgabe gelangen, die sich von den früheren Reichsbanknoten durch folgende Merkmale unterscheiden: 1. Die Noten sind vom 1. Juli 1898 datirt. 2. Der Pflanzenfaserstreifen ist links vom Ausfertigungsdatum, statt wie bisher rechts davon, angebracht und bei den Noten zu 1000 Mk. grün, bei denen zu 100 Mk. roth gefärbt. 3. Die Noten tragen außer dem bisherigen Wasserzeichen noch ein zweites, das abwechselnd einen der großen Buchstaben des lateinischen Alphabetes zeigt.

*— Die eheliche Gütergemeinschaft haben ausgeschlossen die Braut- beziehungsweise Eheleute: Bergmann Caspar Heinrich Schmitz und Laura Köper, beide zu Wernerheide; Bergmann Friedrich Bahrenholt und Sophie Meier, beide zu Hofstede; Kaufmann Heinrich Krämer und Helene Leibauer, geb. Krumphaar, zu Bochum; Reisender Wilhelm Somborn und Hulda geb. Klasberg in Bochum; Frau Buchdrucker Benno Littauer, Pauline geb. Kaminski, zu Bochum; Kutscher Adolph Acquistapace zu Höntrop und Lina Steinmann zu Laer; Frau Bäckermeister Johann Humbert, Maria geb. Spangemacher, zu Bochum; Frau Schneidermeister Rudolph Böter, Lina geb. Bendler, zu Bochum; Buchhalter Friedrich Unkraut zu Witten und Adelheit Mertens zu Altendorf bei Essen; Schneider Wilhelm Prünte zu Witten und Maria Vogt zu Essen; Frau Versicherungsagent Michael Dienhart, Anna geb. Scheideler, zu Heven; Cementirer Friedr. Voeste und Wittwe Schmelzer Heinrich Meierant, Catharina geb. Schmidt, zu Witten; Bureau-Assistent Wilhelm Meyer und Maria geb. Mansfeld in Bochum; Bergmann Albert Schlonsky und Anna Völker, beide in Wattenscheid; Kellner August Waßmuth und Anna geb. Vieth zu Bochum.

* **Herne**, 28. Juli. In seiner letzten Versammlung hat der Verwaltungsrath der electrischen Straßenbahn Herne-Recklinghausen die Einrichtung von Extrafahrten für Vereine, Gesellschaften 2c. beschlossen. Der Preis pro Wagen stellt sich ohne Rücksicht auf die Anzahl der im Wagen befindlichen Personen für die einfache Fahrt einer 10 Pfg.-Strecke um 1 Mk., auf einer 20 Pfg.-Strecke um 2 Mk., auf der ganzen Strecke um 3 Mk. billiger als die Einzelpreise bei regelmäßiger Besetzung ergeben, d. h. 60 Personen für die großen und 32 Personen für die kleinen Wagen. Extrawagen für Schulen werden zu denselben wie bisher von der Direction gehandhabten Bedingungen gestellt, wo für jedes Kind der halbe Fahrpreis berechnet wurde. — Auf dem Giebel am Wagenschuppen der Kraftstation ist seit einigen Tagen eine große Uhr (75 Ctm. Durchmesser) mit Schlagwerk angebracht, die jeden Morgen auf telephonischen Anruf hin nach der Herner Bahnuhr gestellt wird. Nach dieser Uhr wird jetzt der Betrieb geregelt, und haben die Abfahrten genau nach derselben zu erfolgen.

* **Minden**, 26. Juli. Ein schweres Unglück hat sich gestern auf der Station Porta zugetragen. Gegen 10 Uhr kehrte die Familie des Hotelbesitzers Starke im Wagen von einem Ausflug nach Bad Eilsen zurück und mußte am Bahnübergang längere Zeit warten, weil ein langer Güterzug vorbeifuhr. Als dieser vorbeigefahren war, war auch schon der von Oeynhausen kommende Eilgüterzug, der etwa um 10 Uhr in Minden eintrifft, in Sicht. Wie verlautet, soll der Bahnwärter nun auf die Aufforderung des Wagenführers, Schlachtermeisters Simon aus Hunsberge, die Schranken geöffnet haben, um den Wagen noch schnell vor dem Eilgüterzug über den Bahndamm zu lassen. Aber es war schon zu spät! Der Wagen wurde von dem Zug ergriffen und vollständig zertrümmert. Von den Insassen wurde Frau Starke auf der Stelle getödtet, 5 Personen schwer verletzt, darunter 2 Kinder von Starke (er selbst war nicht dabei), der Schlachtermeister Simon erlitt einen Oberschenkelbruch, Fräulein Melcher (Besuch von Starkes) einen complicirten Unterschenkelbruch; von den Kindern trug das eine mehrere Kopf- und Beinwunden, das andere einen Bruch des rechten Oberarmes davon. Sehr schwer verletzt wurde Fräulein Temme aus Halle a. S. (Schädelbruch). 2 Personen blieben gänzlich unverletzt. — Das Pferd ist todt. — Nachdem die Verletzten hier die ersten nothwendigen Verbände erhalten hatten, wurden sie vermittelst eines Extrazuges der Eisenbahn nach Minden befördert und im Krankenhause untergebracht.

Vermischtes.

** **Die Telephon-Krankheit.** Im Pariser „Figaro" schildert der Humorist Grosclaude in einem launigen Artikel die Mängel der Einrichtungen des Pariser Telephons, das unserem ohnehin schon so nervösen Zeitalter gerade noch gefehlt habe. Der Act des Telephonirens selbst sei nichts Anderes als eine noch dazu rapid verlaufende Krankheit, die den Namen Telephonium tremens verdiene, in jeder Familie grassire, geradezu schreckliche Symptome äußere und noch dazu ansteckend sei. Dies letztere klinge zwar unglaublich, da man erfahrungsgemäß wisse, wie schwer es sei, durch das Telephon einem Anderen etwas beizubringen, geschweige denn eine Krankheit, was bekanntlich die medicinische Facultät behaupte, die dem Telephonapparate die Verbreitung aller möglichen ansteckenden Krankheiten andichte. Die Krankheit beginnt, so schildert Großclaude, mit einem Acte unglaublicher Unklugheit, dessen Tragweite man erst nach einiger Zeit begreifen lernt. Man drückt nämlich mit einem Finger auf den Knopf des Telephonapparates; scheinbar ist das nichts, aber es genügt, um in kurzer Zeit einen im rüstigsten Alter und in strotzendster Gesundheit stehenden Mann in ein den schwersten Nervenanfällen unterworfenes Individuum zu verwandeln. Freilich, in dem Moment, wo man den Finger an den Knopf gelegt hat, wäre es noch Zeit, durch schleunige Flucht dem Uebel zu entgehen — aber nein, sei es aus Unkenntniß der Gefahr oder sei es aus geradezu wahnwitzigem Uebermuth — man bleibt und wartet. Nun beginnt der schleichende Krankheitsproceß. Nach Verlauf von zehn Minuten — so lange dauert es —, einer Viertelstunde oder öfter auch noch mehr, wird man plötzlich von dem Getöse eines brutralen, heftigen, tumultuösen Gekingels durchschauert, dessen Lärm jedes weniger dickköpfige Wesen, als es die Telephonabonnenten sind, in die schleunigste Flucht schlagen würde. Und nun tönt eine sanft flötende Frauenstimme: „Allo, allo!" Worte, die, wie Herr Grosclaude versichert, in ihrer eigentlichen Bedeutung noch von keiner Wissenschaft der Welt klargelegt sind. Dann tritt aber wieder tiefes Schweigen ein, das sich eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, ja eine Stunde hinzieht und das nur hier und da durch noch gräßlicheres Geläute und durch abermalige Rufe: „Allo, allo!" unterbrochen wird, die aber nun nicht mehr flöten, sondern mit dem ansteigenden Verlaufe der Krankheit immer rauher und barscher werden. Nach jedem Geläute und nach jeder Eruption dieser rauhen Gutturallaute wird der Kranke nach und nach die Beute einer Gehörs-Hallucination, während welcher er scharfe befehlende Stimmen zu hören glaubt, die ihm zumurmeln: . . . „Ich verbinde Sie im Moment . . . noch etwas Geduld . . . die Nummer ist besetzt . . . die Nummer meldet sich nicht" u. s. w. Jeder dieser Krisen folgt eine Phase der Erstarrung, dann aber bricht ein Anfall von Raserei in dem armen Kranken aus, in dessen Verlauf er zuerst wie wahnsinnig die Hände ringt, dann aber seinen Telephonapparat in tausend Scherben schlägt und schließlich mit einem Fluche auf den obersten Chef des Post- und Telegraphenwesens totol erschöpft zu Boden sinkt. Herr Grosclaude ist schließlich, wie er selbst betont, als galanter Franzose viel zu artig, die Erreger des Telephonium tremens nicht in den Damen zu sehen, die, wie bei uns, auch in Paris den Telephondienst versehen. Er macht vielmehr die Leitung des Telephonwesens dafür verantwortlich, daß die Zahl der Bediensteten mit der rapiden Entwickelung und Ausdehnung des Telephonnetzes und dem Anwachsen der Zahl der Abonnenten auch nicht im Entferntesten Schritt gehalten habe. In diesem Punkte stimmen auch wir mit dem französischen Humoristen überein, der die Krankheitsgeschichte des Telephonium tremens mit einem Appell an die Regierung schließt, sie möge den Franzosen gute Telephone geben und dann werde sie auch eine gute Politik machen.

** **Die Macht der Gewohnheit.** Einer der vornehmsten und bekanntesten Richter von London hatte kürzlich den Vorsitz in einer Versammlung übernommen, wo ein jüngst aus Argentinien zurückgekehrter Forscher über die Länder, die er durchstreift hat, einen Vortrag halten sollte. Zu der festgesetzten Stunde nahm der würdige Richter den Präsidentensessel ein und gab dem Forscher das Wort. Dann versank er in Nachdenken oder ließ sich vielleicht auch von einer sanften Schlafsucht überwältigen, genau weiß man es nicht, kurz, er verlor die genaue Kenntniß von den Vorgängen um sich herum. Der Vortragende sprach mit Wärme und Geist, er amüsirte sein Publikum, dessen Heiterkeit bald durch ein volltönendes Lachen zum Ausdruck gelangte. Bei diesem fidelen Lärm erwachte der Richter aus seinen Träumen, aber nur unvollkommen; denn plötzlich nahm er eine ernste Miene an, warf zornige Blicke um sich und rief mit donnernder Stimme: „Ich mache darauf aufmerksam, daß hier jede Kundgebung untersagt ist. Wenn dieses unpassende Lachen sich noch einmal wiederholt, werde ich den Saal räumen lassen." Das Publikum und der Vortragende waren im ersten Augenblick starr vor Staunen. Dann brach ein allgemeines, schallendes Gelächter los, dessen furchtbares Echo den armen Präsidenten völlig aufweckte und ihm begreiflich machte, daß er sich nicht in einer Gerichtssitzung befand.

* **Ein angenehmer Gläubiger.** Man berichtet aus Wien vom 21. ds. Mts.: Der Blousenerzeuger Ludwig Janik hat von der Gattin des Privaten Alexander Recht seit längerer Zeit einen Betrag von acht Gulden zu fordern und wandte endlich, um zu seinem Gelde zu kommen folgendes Mittel an. Am 7. März kam er gegen Mittag in die Wohnung des Schuldners, verlangte sein Geld, und als man ihm sagte, er möge am 15. wiederkommen, erklärte er, die Wohnung nicht zu verlassen, bis er das Geld habe. Ruhig zog er dann seinen Ueberrock aus, spazierte ungenirt aus dem einen Zimmer in's andere, zündete sich eine Cigarre an und rief schließlich die Magd, der er auftrug, ihm ein Bett vorzubereiten, er werde hier übernachten. Herr Recht ließ endlich, da Herr Janik nach mehr als vierstündigem Aufenthalte die Wohnung noch immer nicht verlassen wollte, einen Wachmann holen und Herrn Janik durch diesen aus der Wohnung weisen. Dabei soll er ihm auch das Wort „Frechheit" zugerufen haben, weshalb Herr Janik Herrn Recht auf Ehrenbeleidigung verklagte. Der Vertheidiger erklärte, man könne bei diesem von dem Zeugen bestätigten Sachverhalte in dem inkriminirten Worte „Frechheit" keine Beleidigung, sondern nur eine berechtigte Kritik erblicken. Der Richter erklärte, der Privatkläger habe durch seine Handlungsweise einen „höheren Grad von Anmaßung" bewiesen, den man im Volksmunde in der Regel „Frechheit" nenne, so daß es sich thatsächlich nur um eine berechtigte Kritik handle, in welcher Erwägung der Angeklagte freigesprochen werden müsse.

[17

Die Goldsucher.

Von A. Henty.

„Das ist schade, daß er die Papiere nicht aufbewahrt hatte, Herr Randolf. Denn in diesem Fall könnte ich Ihnen den Inhalt derselben angeben und das wäre ein noch stärkerer Beweis für meine Identität."

„Das ist durchaus überflüssig, Herr Mohrstedt. Die Thatsache, daß Herr Friedrich Mohrstedt Sie als seinen Bruder anerkannt hat, daß Sie Briefe von ihm besitzen und daß Sie sogleich auf das Zeitungs-Inserat in Kalifornien sich gemeldet haben, sowie Ihre Erinnerung aus Ihrem früheren Leben in Kiel und hier, sind vollkommen genügend, um keinen Schatten von Zweifel übrig zu lassen. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück zu Ihrer Wiederkehr! Sie haben natürlich nur einen kurzen Auszug aus dem Testament Ihres Herrn Bruders erhalten und werden nun die näheren Bestimmungen desselben erfahren wollen. Das Gut Neuhof geht an seinen Sohn über, dagegen fällt Ihnen eine Summe in Staatspapieren zu, welche dem Werth dieses Gutes gleich kommt, so daß Sie sich ein solches Gut kaufen können, wenn Sie wollen."

„Welcher Art ist mein Neffe, Herr Randolf?"

„Ich habe ihn nur zwei- oder dreimal drüben in Neuhof gesehen und habe ihn auch nicht besonders beachtet, aber er ist ein hübscher junger Mensch und verspricht ein stattlicher Mann zu werden. Nach dem was sein Vater gelegentlich sagte, gleicht sein Wesen dem Ihrigen. Er liebt sehr Leibesbewegungen, kennt jeden Fußbreit auf den Hügeln der Nachbarschaft, und obgleich er zwölf Jahre alt ist, sitzt er doch schon vortrefflich zu Pferde und ist ein ausgezeichn ter Schütze. Er ist zwar ein bischen wild geworden, aber sein Vater sagte, er sei warmherzig und habe vorzügliche Gesinnungen, beklagte aber, daß er ebenso wie Sie etwas hastig und eigensinnig sei."

„Mein Bruder hätte mich nicht als Vormund wählen sollen, Herr Randolf."

„Das habe ich eigentlich auch gesagt, Herr Mohrstedt, als ich das Testament abfaßte. Aber Ihr Herr Bruder bemerkte, Sie werden sich ohne Zweifel die Hörner abgelaufen haben und im Stande sein, seinen Sohn richtiger zu beurtheilen und zu leiten als sonst Jemand".

„Ich werde mich bemühen, sein Vertrauen zu rechtfertigen, Herr Randolf. Ich habe genug gelitten durch mein eigensinniges Wesen und habe gelernt es zu beherrschen. Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht hart gegen ihn sein."

„Werden Sie jetzt sogleich nach dem Gut Neuhof fahren, Herr Mohrstedt?"

„Nein, ich gehe morgen nach Hamburg. Ich muß mich zuvor erst vollkommen neu ausrüsten. Es wäre mir auch angenehm, wenn Sie nach dem Gute Nachricht senden wollten, daß ich zurückgekehrt bin. Es ist unangenehm, wenn man unerwartet ankommt und erst erklären muß, wer man ist."

„Vielleicht wünschen Sie das Testament durchzusehen?"

„O nein, Herr Randolf, dazu haben wir später noch Zeit genug."

„Darf ich fragen, ob Sie vielleicht etwas Geld nöthig haben, Herr Mohrstedt?"

„Nein, ich danke Ihnen, ich bin versehen. Ich hatte bei den Goldminen eine sehr schöne Einnahme, als mich Ihre Briefe abriefen und daher habe ich Geld genug."

„Ich hoffe, Sie werden heute mit uns speisen, Herr Mohrstedt."

„Ich danke Ihnen sehr, ich würde gern Ihre Einladung annehmen, aber ich habe meine Frau hier, die ich im Gasthof gelassen habe."

„O wirklich, ich wußte nicht — —"

„Daß ich verheirathet bin? Ja so ist's, schon seit einigen Jahren. Ich hielt es nicht für nothwendig, dieses meinem Bruder mitzutheilen, weil er mich dann nur noch mehr gedrängt hätte, sein edelmüthiges Anerbieten anzunehmen."

„Es wird uns sehr freuen, Herr Mohrstedt, wenn Sie Ihre Frau Gemahlin mitbringen werden."

Dieses wurde angenommen. Mohrstedt's Frau war eine Dame von dunkler Gesichtsfarbe, dem Anschein nach von mexikanischem oder spanischem Blut und sprach Deutsch mit fremdländischer Aussprache. Die mußte früher überraschend hübsch gewesen sein, jetzt aber zeigte ihr Gesicht einen Ausdruck von Härte und Ermüdung, der auf Randolf, seine Frau und seine Schwiegertochter nicht günstig einwirkte. Aber sie sprach wenig und schien sich etwas nervös und unbehaglich zu fühlen.

Es dauerte einige Zeit, ehe Mohrstedt auf dem Gut erschien. Er ging auch nach Kiel, um seinen Neffen aufzusuchen, der nach dem Wunsch seines Vaters dort untergebracht worden war. Eine Woche darauf sollten die Ferien beginnen und Hugo hörte mit Entzücken, daß Onkel und Tante beabsichtigten, eine Erholungsreise zu machen und ihn mitnehmen wollten.

Hugo fühlte sich sehr eingenommen von seinem Onkel und erzählte seinen Freunden mit Stolz von den Abenteuern desselben im Goldlande und bei den Indianern.

Während der Sommerferien reiste Hugo mit seinem Onkel und seiner Tante in die Schweiz und Italien. Zu seiner Tante fühlte er weniger Zuneigung, als zu seinem Onkel, der sich ihm sehr widmete, ihm alles Interessante zeigte und so spannend zu erzählen wußte.

Um Weihnachten wollten sie auf das Gut zurückkehren. Der Onkel zeigte viel Interesse für dasselbe und hörte stets mit Aufmerksamkeit, was Hugo von seinem Leben und Treiben daselbst erzählte. Er erinnerte sich an den Teich, wo er mit Hugos Vater gefischt hatte und an den alten Fischer Gröben, der bei ihnen im Boot war, als sie plötzlich von einem Sturm überfallen, und an die Insel geworfen wurden, wobei sie beinahe ertranken. Er war sehr erfreut, zu hören, daß der alte Gröben noch am Leben sei und daß Johann der Stallbursche, der ihre Ponies besorgte, jetzt Kutscher sei und daß auch Philipp, der Gärtnerjunge noch am Leben und Obergärtner sei.

Mit Interesse hörte er auch von Hugo, daß der Herr Pfarrer und seine Schwester Elisabeth noch am Leben seien und sprach seine Freude aus, alle die Leute, die er als Knabe gekannt habe, jetzt wiederzusehen. Es war wirklich eine prächtige Ferienreise.

Endlich erklärte der Onkel, er habe genug vom Reisevergnügen und es sei Zeit, nach Hause zu gehen. Hugo wurde nach Kiel begleitet. Bei der Ankunft auf dem Gut, wo die Herrschaften noch nicht erwartet wurden, machte sich Mohrstedt äußerst populär. Kaum hatte er das Haus betreten, als er Johann, den Kutscher rufen ließ und ihn herzlich begrüßte.

„Ich würde Dich nicht wieder erkannt haben, Johann", sagte er. „Und wahrscheinlich Du mich auch nicht?"

„Nein Herr, ich glaube nicht. Sie waren noch ein sehr junges Herrchen damals, obgleich Sie sich selbst nicht dafür hielten. Nein, ich würde Sie wirklich nicht wieder erkannt haben."

„Ja, ja, zwanzig Jahre ist eine lange Zeit. Aber was haben wir damals für Streiche gemacht! Erinnerst Du Dich noch, als wir damals Ratten fingen, als die alte Scheune abgerissen wurde und wie Dich die eine ins Ohr biß und wie Du dabei gebrüllt hast."

„Ja, ich erinnere mich, der frühere Herr hat oft mit mir darüber gelacht."

„Und erinnerst Du Dich, wie mein Bruder und ich uns einmal in Bettlaken gehüllt und Dich beinahe zu Tode erschreckt haben?"

„Ja, ja, ich erinnere mich, aber das war ein böser Streich."

Ja, es war nicht hübsch, Johann. Aber ich freue mich, Dich nach so vielen Jahren gesund wieder zu sehen. Wie ich höre, ist Philipp auch noch da und jetzt Obergärtner. Du kannst mit mir kommen und ihn aufsuchen, während meine Frau sich umkleidet."

Philipp war bald gefunden und war ebenso entzückt darüber, wie Johann, daß der neue Herr sich seiner noch so wohl erinnerte. Nach einem langen Gespräch mit ihm kehrte Mohrstedt zum Hause zurück, um zu speisen.

„Sie können gehen", sagte er, nachdem der Diener aufgetragen hatte. In den letzten zwanzig Jahren war ich nicht gewöhnt, bei Tisch bedient zu werden und habe es auch jetzt nicht nöthig."

Als die Thür sich hinter dem Diener schloß, legte er Messer und Gabel mit zufriedener Miene nieder.

„Nun Lola", sagte er spanisch, „bis jetzt ist alles gut gegangen."

„Ja", erwiderte sie in derselben Sprache, „aber es ist sehr drückend, ich wünschte wir wären wieder in Kalifornien."

„Aber dort warst Du immer unzufrieden", sagte er heftig. „Du sagtest, ich sei immer abwesend und Du seiest die unglücklichste Frau in der Welt. Jetzt hast Du alles, was eine Frau wünschen kann, ein großes Haus, Wagen und Pferde, Garten und Park, was willst Du noch?"

Sie zuckte mit den Achseln. „Ich werde mich mit der Zeit daran gewöhnen", erwiderte sie, „aber bis jetzt finde ich alles steif und kalt. Ich möchte lieber eine kleine Hazienda dort am Rio del Norte haben, mich in der Hängematte schaukeln und eine Cigarette rauchen, oder mit Dir einen wilden Ritt in die Berge machen, als an diesem trübseligen Ort leben."

„Kind, Du wirst Dich mit der Zeit daran gewöhnen und kannst auch hier eine Hängematte haben, wenn Du willst, Du kannst auch alle Tage Cigaretten rauchen, das wird an einer Mexikanerin nicht auffallen. Du hast auch Deine Guitarre bei Dir und wenn es draußen nicht warm genug ist, so wird es hier ein Treibhaus geben, wo Früchte und Blumen wachsen. Du kannst mexikanische Pflanzen wählen und dort Deine Hängematte aufhängen und dann ist nicht viel Phantasie nöthig, um Dir vorzustellen, daß Du in Deiner Hazienda am Del Norte seiest."

„Wenn Du das alles machen kannst, wird es sehr hübsch sein", erwiderte die Frau.

„Alles ist zu machen, wenn man Geld hat."

(Fortsetzung folgt.)